

Land fördert Industriekultur

GRÄFENHAINICHEN/DPA - Sachsen-Anhalt will sein industrielles Erbe stärker als bisher entwickeln und pflegen. Es gehe darum, die Industriekultur zu einer lebendigen, weithin wahrnehmbaren Facette des Kulturlebens auszugestalten, erklärte Staats- und Kulturminister Rainer Robra (CDU) am Freitag. Zum einen plant das Land mehr Geld ein, zum anderen wird das Thema künftig zentral von einer Geschäftsstelle koordiniert. Die Ferropolis Stiftung Industriekultur gGmbH werde in Kooperation mit dem Landesheimatbund und dem Museumsverband Sachsen-Anhalt die Trägerschaft übernehmen, so Robra bei einer Auftaktveranstaltung des Netzwerks Industriekultur Sachsen-Anhalt.

Naumburg feiert Hildebrandt-Tage

NAUMBURG/EPD - Vom 22. bis 25. September lädt Naumburg wieder zu den Hildebrandt-Tagen rund um die bekannte Orgel in der St.-Wenzel-Kirche. Neben dem international bekannten Sächsischen Barockorchester werde das Vokalensemble „Slixs“ eine Brücke zwischen Pop, Jazz und Klassik schlagen, teilte der Evangelische Kirchenkreis Naumburg-Zeit mit. Zudem wird der Intendant des Leipziger Bachfestes, Michael Maul, in einem Festvortrag darüber reden, warum Naumburg ein authentischer Bachort ist.



Apolda zeigt Chagall

APOLDA/DPA - Nach dem coronabedingten Abbruch vor drei Jahren unternimmt das Kunsthaus Apolda in Thüringen einen zweiten Anlauf für eine Ausstellung mit Grafiken des russisch-französischen Malers Marc Chagall (1887-1985). Von diesem Sonntag an sind dort rund 70 Arbeiten des Künstlers zu sehen, teilten die Veranstalter mit. Sie entstanden in den Jahren 1952-1985, gehören also zu seinem Spätwerk.

Weltkünstler Botero gestorben

MEDELLIN/DPA - Der kolumbianische Maler und Bildhauer Fernando Botero ist tot. Er starb im Alter von 91 Jahren, wie das Kulturministerium in Bogotá am Freitag mitteilte. Botero galt als einer der wichtigsten zeitgenössischen Künstler Lateinamerikas. Seine Ausstellungen erzielten Rekordzahlen. Berühmt war er für seine üppigen Menschen- und Tierbilder sowie seine überproportionalen Skulpturen.



Zwei für die Ost-Kunst: Moritzburg-Direktor Thomas Bauer-Friedrich und Patrica Werner, Chefin der Ostdeutschen Sparkassenstiftung FOTO: LEOPOLDINA/THOMAS MEINICKE

Zeigen, zeigen, zeigen!

KUNST IM OSTEN Es fehlt an Wissen und Sichtbarkeit. Was tun? Eine Tagung in Halle diskutiert die Lage 30 Jahre nach dem deutsch-deutschen Bilderstreit.

VON CHRISTIAN EGER

HALLE/MZ - Vorbei die Zeiten, in denen Kunst aus der DDR im Sammelsurium-Look auf Plasteplanen (Weimar 1999) oder auf Depot-Zaunwänden (Halle 2000) vorgeführt wurde. In denen westdeutsche Kulturwärtler den Zugang zu repräsentativen Ausstellungen von deutscher Kunst nach 1949 verwehrten – etwa in der vom Bund finanzierten Schau „60 Jahre. 60 Werke“ 2009 in der Neuen Nationalgalerie in Berlin.

Tatsächlich war die Ausstellung DDR-Kunst-frei. Warum? „Die Problematik der DDR wird im Lauf der Zeit als hässlicher Regentropfen verdunstet“, erklärte damals der Kurator und Chef der Bonner Stiftung Kultur und Kunst, Walter Smerling. „Die DDR spielt für die Entwicklung der Kunst eigentlich keine Rolle.“

Hier irrte der Verfasser. Nichts ist verdunstet. Im Gegenteil. Vielmehr, um im Bild zu bleiben, geht ein warmer Regen nieder. Das Attribut Ost beschert heute Aufmerksamkeitseffekte. Ost-Moderne! Ost-Fotografie! Als Ost-Kunstmuseum wurde eigens „Das Minsk“ 2022 in Potsdam eröffnet. Ist das O-Wort also plötzlich ein Oho-Wort? Oder ist das nur ungenau beobachtet? Wie steht es mehr als 30 Jahre nach dem deutsch-deutschen Bilderstreit um die Ost-Kunst: ihre Sichtbarkeit, Praxis und Erforschung?

Unschärfer Begriff

Fragen, die von Donnerstag bis Freitag eine aufgeweckte Tagung in der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina in Halle diskutierte, veranstaltet von der Ostdeutschen Sparkassenstiftung, dem Kunstmuseum Moritzburg und dem Dresdner Institut für Kulturstudien. „Ostdeutsche Kunst – Bestandsaufnahme und Perspektiven“ lautete der Titel der sehr gut besuchten Konferenz, die zeigte, dass heute vieles besser ist als vor 30 Jahren. Aber noch lange nicht gut.

Nicht gut, das zeigte sich schnell, ist bereits der Begriff „ostdeutsche Kunst“. Eine Bezeichnung, die auch unter den Referenten Unbehagen auslöste. Denn was ist gemeint? Kunst auf dem Gelände der DDR oder auf dem der Nach-DDR? Und wenn auch letztere adressiert sein soll: Wozu als vereinnahmend „ostdeutsch“? Spricht jemand durchweg von „westdeutscher Kunst“? Oder „Kunst der BRD“?

„DDR-Kunst“ trifft nicht das volle artistische Spektrum der vor 1989 im Osten entstandenen Arbeiten. Auch nicht Kunst „aus“ oder „in der DDR“. Auch wenn die Geschäftsführerin der Sparkassenstiftung, Patrica Werner („ich bin Ostdeutsche und Europäer“), vorschlug, das Attribut „ostdeutsch“ bitte als regionale Verortung hinzunehmen: „Ostdeutsch“ bleibt ein Begriff mit politischen und rangmäßigen Urteilen. Einen Karrierevorteil verschafft er nicht. Und einfach sozial entopfert lässt sich auch niemand mehr.

„Jetzt ist der richtige Moment für den Big Bang.“

Christoph Tannert
Kunstwissenschaftler

Endlich nicht mehr auf die eigene Herkunft hin beschränkt zu werden, forderte zuletzt der Leipziger Germanist Dirk Oschmann in seiner Streitschrift „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“. In den am Donnerstag munter abwechselnden Vorträgen und Podiumsdiskussionen fiel der Name Oschmann des öfteren, stets verbunden mit dem Hinweis, dass eine Entrüstung über die mangelhafte gesamtdeutsche

Sichtbarkeit und Teilhabe der Ostler auch im Kunst-Geschäft berechtigt sei. Gesucht wird ein Begriff, der, wenn er denn einstuft, nicht gleich herabstuft.

Aber noch fehlt dieses bessere Wort. Und bis es gefunden ist, heißt es stabil bleiben. Es brauche für die Ost-Kunst heute drei Praktiken: „Wissen, Neugier, öffentliche Präsenz“, sagte Paul Kaiser, Direktor des Dresdner Instituts für Kulturstudien. Denn alle drei Felder sind schlecht bestellt.

Im Westen? Kein Interesse

Wissen: Dieses in den Institutionen an die Jüngeren weiterzugeben, habe man in den vergangenen Jahrzehnten versäumt, sagte Kaiser. Jetzt sei es fort. Das Interesse an Ost-Kunst? In den West-Hochschulen sei es „gleich Null“, bestätigte Sigrid Hofer, Kunstgeschichtspräsidentin in Marburg. Und: Neugier? Nur im Osten. Präsenz? Nicht im Westen.

Das ist schwer zu ändern. Klassenzugehörigkeit und Herkunft der Künstler seien nach wie vor wichtiger als deren künstlerische Originalität, belegte statistisch der aus Ilmenau stammende, in der Schweiz lebende Experte für Ost-Fotografie, Daniel Blochwitz. Also müssten neue Netzwerke zum Beispiel nur 4,7 Prozent der Ausstellungshäuser von Ostlern geführt. Das ist der Oschmann-Befund für den Kunst-Sektor.

Was tun? Gezielt Nachwuchs in der Forschung ausbilden, „präziser und behutsamer in den Begriffen werden“, forderte Ulrike Kreimeier, Direktorin des Brandenburgischen Landesmuseums für moderne Kunst. Die ostdeutsche Kunst als Teil der zeitgenössischen Kunst zu begreifen, warb die Amerikanerin April A. Eisman. Christoph Tannert hörte die Signale: „Jetzt ist der richtige Moment für den Big Bang“, verhielt der Chef des Berliner Künstlerhauses Bethanien. Was meint: neue Wege des Forschens, des Ausstellens, des Vernetzens, des

Finanzierens. Letzteres, schlug er vor, könnten Firmen übernehmen, die vom Abbruch der DDR-Unternehmen profitiert hätten – Kunstförderung als „eine Art White Washing“, als ein symbolisches Selbstreinigen.

Denn Geld ist notwendig. Während bei den großen Geldstiftern im Westen der Osten als „überfordert“ gilt, fehlen dort die Mittel, um heute Kunst aus der DDR zu kaufen, erklärte Hilke Wagner, Direktorin des Albertinums in Dresden. Zur Zeit kauften die Amerikaner billig Kunst aus der DDR, während die Ost-Museen nur zu sehen könnten, die noch immer ihre Bestandslücken von nach 1937 schließen. Wagner brachte einen Kaufverbund der Museen ins Spiel. Auch in Sachen überregionaler Sichtbarkeit helfe nur das: Kooperationen mit dem Westen herstellen, sonst bleibe man nur immer unter sich. Und ansonsten: „Zeigen, zeigen, zeigen!“

Das immerhin würde in Sachsen-Anhalt schon bestens gelingen, sagte Kulturminister Rainer Robra (CDU) mit dem Hinweis auf Moritzburg und Kunststiftung. Die Wertschätzung der eigenen modelltauglichen Arbeit zu verstetigen, setzt sich Moritzburg-Direktor Thomas Bauer-Friedrich als Ziel. Und den Sprung aus der „Ost-Blase“ zu schaffen.

Künstler für das Land

Also zumindest vor Ort alles bestens? Nicht ganz, räumte Rainer Robra ein. Es gebe zu wenige selbstständige Künstler im Land, die jungen Burg-Absolventen „zu halten“, das begreife er als „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“. Hier widersprach Miro Zahra, die aus Böhmen stammende Chefin des Mecklenburgischen Künstlerhauses Schloss Plüschow: „Junge Künstler müssen erstmal in die Welt hinaus. Dann können sie auch zurückkehren.“ Denn aus welchem Impuls, fragte sie, sei man auch in der DDR Künstler geworden? „Aus der Sehnsucht nach Freiheit.“

GALERIE

Was Munch in Berlin sah und malte

Berlin und Potsdam zeigen Doppelschau.

VON LISA FORSTER

BERLIN/DPA - Diese Radikalität überfordert die Berliner Kunstwelt. Statt der erwarteten naturalistischen Fjord-Bilder hängt da 1892 in der Reichshauptstadt emotionale, farbgewaltige, moderne Malerei. Schon nach wenigen Tagen werden 55 Werke des zuvor eigens eingeladenen Edvard Munch (1863-1944) wieder abgehängt. Der Künstler nutzt die Stunde des Skandals und macht sich Berlin zum internationalen Sprungbrett.

Fries für die Kammerspiele

Die Berlinische Galerie zeigt bis zum 22. Januar mit „Edvard Munch. Zauber des Nordens“ anhand von 90 Werken aus Malerei, Grafik und Fotografie die Beziehung zwischen dem norwegischen Maler und der Stadt. Dabei konnte das Haus genauso auf eine intensive Kooperation mit dem Museum Munch in Oslo setzen wie das Potsdamer Museum Barberini, das sich vom 18. November bis zum 1. April vor allem mit den Landschaften des Malers auseinandersetzt.

„Viele Aspekte gleichzeitig zu sehen bei zwei Ausstellungen, das ist bei einem Künstler wie Munch möglich“, sagt Munch-Museumsdirektorin Tone Hansen in Berlin. Sie sitzt dabei unter neun Arbeiten des „Reinhardt-Fries“, den Munch 1906/1907 auf Bitten des Theaterregisseurs Max Reinhardt für den Festsaal der damaligen Kammerspiele Berlin malte. Die Bedeutung lässt sich vielleicht auch in Zahlen messen: Eines der insgesamt zwölf Ge-



Vorsicht, Aufnahme! Edvard Munchs „Madonna“ FOTO: DPA

mälde wird Anfang März bei Sotheby's in London für knapp 17 Millionen Euro versteigert.

Wie anders dieser von Munch erhoffte „Zauber des Nordens“ (Stefan Zweig) auf die damalige Kunstwelt zunächst wirkt, zeigt die von Stefanie Heckmann kuratierte Ausstellung. Roh, skizzenhaft, unfertig sind viele der Arbeiten, immer wieder schimmert die Leinwand durch die intensive Farbwelt.

Nackt in Warnemünde

Die Ausstellung widmet sich auch neuen Techniken, die sich Munch in Berlin erschloss. Die Druckgrafik zum Beispiel. Und das Fotografieren. Gezeigt werden Munchs fotografische Blicke auf Ausstellungen ebenso wie seine Selbstporträts – etwa als Nacktmodell am Strand von Warnemünde.